





Greg Palast

# Frühstück für Aasgeier

Wie Ölbesse und Finanzhaie  
die Weltherrschaft erlangten

Aus dem Englischen von  
Heike Schlatterer und Anne Emmert



Die amerikanische Originalausgabe erschien 2011  
unter dem Titel »Vultures' Picknick« bei Dutton, New York,  
einem Verlag der Penguin Group (USA) Inc.

*Umwelthinweis*

Das für dieses Buch aus 100 % Recyclingfasern hergestellte  
und mit dem blauen Engel ausgezeichnete Papier *Top Recycling Pure*  
von Lenzing Papier, Austria, liefert Carl Berberich.  
Die Einschrumpffolie (zum Schutz vor Verschmutzung)  
ist aus umweltfreundlicher und recyclingfähiger PE-Folie.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe

© 2012 der deutschsprachigen Ausgabe

Riemann Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

© 2011 Greg Palast

Umschlaggestaltung: [www.buero-jorge-schmidt.de](http://www.buero-jorge-schmidt.de)

Umschlagabbildung: Saul Gravy/Photographer's Choice RF/Getty Images

Lektorat: Sara Jakob

Satz: Barbara Rabus

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-50147-4

[www.riemann-verlag.de](http://www.riemann-verlag.de)

There's a man by my side walkin'.  
There's a voice within me talkin'.  
There are words that need a-sayin'.

FÜR FRANK ROSEN

*United Electrical and Machine Workers' Union*

Mach weiter.



»There's always an excuse to be a prick.«

C. BUKOWSKI

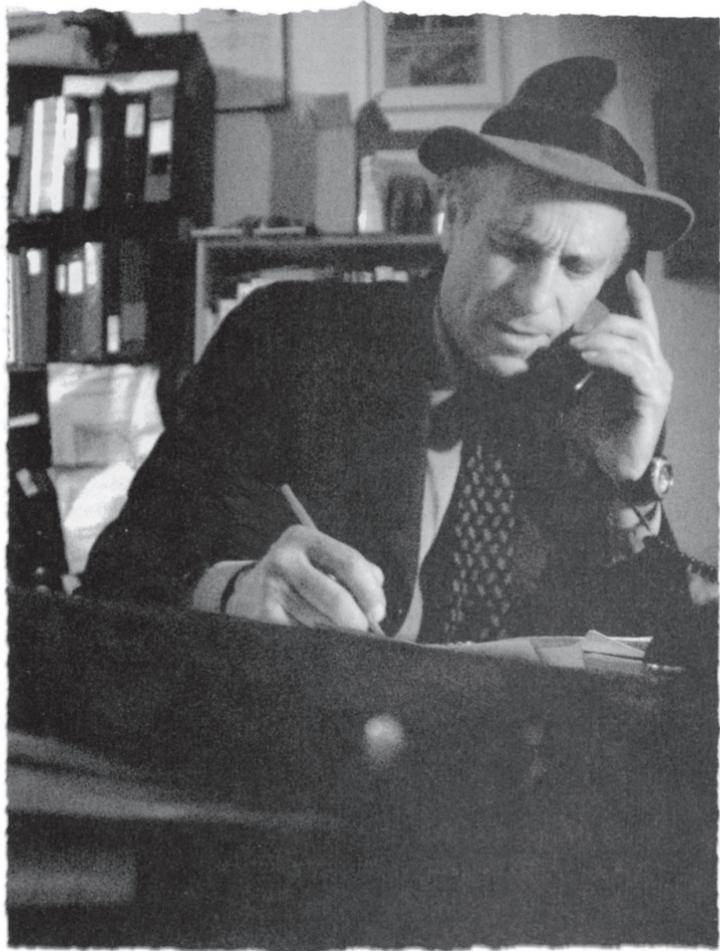


# Inhalt

- 1 Goldfinger · 13
  - 2 Lady Baba-Land:  
Die Islamische Republik von BP · 69
  - 3 Das Schwein schweigt · 139
  - 4 Die Coon-Ass-Riviera · 177
  - 5 Der Käse hat gemuffelt, da haben wir ihn  
in den Dschungel geworfen · 233
  - 6 Der Zauberer von Ö. · 249
  - 7 Meine Heimat ist mir fremd geworden · 283
  - 8 Wir wissen, wer Jake ermordet hat · 345
  - 9 Der Stein der Weisen · 365
  - 10 Fukushima, Texas · 389
  - 11 Mr. Fairness · 425
  - 12 Der Generalissimo der Globalisierung · 435
  - 13 Frühstück für Aasgeier · 491
  - 14 Jede Menge Fische · 525
- Wenden Sie sich an das Palast-Ermittlungsteam · 533
- Danksagung · 535



Alles, was hier geschieht,  
ist geschehen.



## KAPITEL 1

# Goldfinger

### Rolling Hills, New York

Es liegt nur daran, dass ich so ein doofes Arschloch bin. Es hieß, ich solle einen weißen Van mieten, ein unauffälliges Auto, wie es Maler oder Installateure benutzen. Das wäre in der Dämmerung in einer Straße, in der sich BMWs und Carrera 95 tummeln, nicht weiter aufgefallen.

Aber da ich fürchtete, die BBC würde das Mietauto vielleicht nicht bezahlen (in diesem Punkt hatte ich recht), war ich mit dem Roten Schrecken da, meinem 14 Jahre alten lädierten Honda, bei dem die Bremskontrollleuchte ständig brannte.

Egal, jedenfalls rühre ich mich nicht vom Fleck. *Ich kann warten.*

Hoffentlich. Es herrscht eine Eiseskälte, und der Dunkin'-Donuts-Kaffee ist auch kalt. Außerdem muss ich dringend die drei Becher loswerden, die ich schon intus habe. Ich warte schon eine Weile darauf, dass der Geier durch das elektrische Tor seines Anwesens zur »Arbeit« fährt und ich ihn in meinem lächerlich roten Auto unbemerkt beschaten kann.

Und jetzt schickt mir der liebe Gott auch noch Schnee. Dicken, scheußlich nassen, schweren Schnee, der alles weiß tüncht – bis auf meine rote Karre. Genauso gut könnte ich eine Leuchtreklame auf der Motorhaube anbringen: ACHTUNG ÜBERWACHUNG. ICH SUCHE SIE.

Wir haben um 4 Uhr morgens angefangen. Im Fernsehen kommt so etwas immer beeindruckend rüber: dramatische Aufnahmen mit dem Teleobjektiv, dann raus aus dem Auto und konfrontieren. Aber nach vier elend kalten Stunden ist gar nichts mehr beeindruckend, nur meine Blase schreit mich an.

Badpenny ruft aus dem Toyota an, der vor dem Bürogebäude des Geiers steht. Dasselbe Problem – sie und Jacquie müssen pieseln. Wenn die sich jetzt hinter einen Baum hocken und den Schnee gelb färben, vermässeln sie womöglich die ganze Story. Aber die beiden wollen unbedingt ein anständiges Klo und müssen deshalb ihren Posten verlassen. Also gut, verdammt nochmal, sucht euch eine Tankstelle, aber lasst euch nicht erwischen.

Ricardo wiegt liebevoll seine Kamera. Sein Baby. Ricardo bleibt ruhig. Ricardo bleibt immer ruhig. Er ist gerade aus dem Irak zurückgekehrt, wo er dank seiner Gelassenheit überlebt hat. Ricardo hat nie Hunger. Ricardo friert nicht und muss auch nie aufs Klo. Die Droge, die er nimmt, hätte ich auch gern.

»Wir bleiben«, sage ich zu Ricardo. Warum? Wenn es Gott schnurz ist, wie der Geier sein Geld verdient und was er Afrika angetan hat, warum sollte ich mich darum scheren? Ach, scheiß auf Gott.

Wenn ich Psychologe wäre, würde ich sagen, dass ich hier bin, weil mein Vater als Möbelverkäufer in einem spanischen Stadtteil von Los Angeles gearbeitet hat und Mexikanern schäbigen Krempel auf Raten angedreht hat. Später verkaufte er schickeren Krempel an schickere Leute in Beverly Hills, aber er hasste Möbel, und ich hasste die unwürdigen Scheißkerle und ihre schicken Ehefrauen, die die Möbel kauften. Ich konnte ihr Geld förmlich riechen und auch die Leichen, denen sie es abgenommen hatten. Sie waren allesamt Geier, und wir anderen waren ihr Aas.

Da ist sie also, meine Geschichte, meine Motivation: Verbitterung, Neid, revolutionärer Eifer, was auch immer.

Aber ich bin kein Psychologe. Ich bin Reporter. Und offenbar einer mit einer kleinen, aber hartnäckigen internationalen Reputation. Erst heute Morgen erhielt ich eine Anfrage eines jungen Mannes, diesmal

aus Polen, der in unserem Team mitarbeiten will. Aber Lukasz, der Möchtegegnjournalist aus Krakau, schickt keinen Lebenslauf, sondern schreibt, dass er meinen BBC-Presseausweis, mein Notizbuch und meinen Laptop hat, alles geklaut auf dem Londoner Flughafen Heathrow. Statt Geld will er den Job. Es ist aber keine Erpressung: Wenn ich ihm den Job nicht gebe, gibt er mir meinen Ausweis und mein Notizbuch trotzdem zurück. Meinen Computer allerdings hat er schon verscherbelt, nachdem er die Passwörter geknackt hat.

So einen könnte ich gut gebrauchen.

Aber ich frage nicht, warum ich hier bin. Ich weiß, warum ich hier bin. Es sind die Worte, die unser Insider auf dem Band über den Geier gesagt hat:

*Eric hat auf die dunkle Seite gewechselt.*

## Las Vegas

Die 2000-Dollar-Nutten, Opfer der Rezession, streifen einsam und verzweifelt durch das Wynn-Casino. Badpenny, aufgeputzt als Bond-Girl, wirft Münzen in die Spielautomaten und summt dabei Elvis-Melodien.

Badpenny hat hier die Aufgabe, gut auszusehen und Informationen zu beschaffen. Das macht sie super. Ein beschwipster Anwalt erklärt ihr: »Einer so schönen Frau wie Ihnen sollte man alle fünf Minuten sagen, wie schön sie ist.« Seine Nase senkt sich langsam zu ihrem Dekolleté. Ich wusste gar nicht, dass es noch Kerle gibt, die so reden. Auch gut. Mach dir Notizen, Penny.

Meine Aufgabe ist es, Daniel Becnel festzunageln. Becnel ist so ziemlich der beste Strafverteidiger der USA. Er hat kein Büro in Vegas oder New York. Sein Kanzleischild hängt in der tiefsten Provinz von Louisiana, am hintersten Ende der Sümpfe, wo er Cajuns verteidigt, seinesgleichen also, und damit auch die Ölsucher auf den Bohrseln an der Küste des Golfs von Mexiko.

Ich bin gerade aus dem Amazonas-Dschungel zurück, wo ich den Chevron-Bohrungen auf der Spur war. Chevron Petroleum hat ein Monopol auf die Tiefseebohrungen im Golf von Mexiko. Vielleicht können Becnel und ich Informationen austauschen. Es ist der 20. April 2010, Hitlers Geburtstag und auch der meiner Ex-Frau.

Ich habe Becnel gefunden – weit von den Spieltischen entfernt und unangenehm nüchtern.

Zu Hause hatte sich eine Explosion ereignet. Eine Ölplattform war in die Luft geflogen und brannte. Die Küstenwache bat Becnel um Erlaubnis, eine Notfallkapsel zu öffnen, die sie im Golf treibend gefunden hatten. Die Küstenwache vermutete darin ein Dutzend seiner Klienten, die auf der Deepwater Horizon gearbeitet hatten, bei lebendigem Leib gekocht.

Der Ton des Fernsehgerätes über der Bar ist abgestellt. Die hohen schwarzen Rauchwolken, die von der BP-Ölplattform aufsteigen, erinnern mich an den Brand in meinem eigenen Büro.

Etwas stimmt nicht an diesem Bild. Ich sehe ein paar Feuerlöschboote, die die Methan-Erdöl-Flammen sinnlos mit Wasser bespritzen. Was zum Teufel soll das? Wo sind die Vikoma Ocean Packs, wo die RO-Ölsperre? Wo ist die Sea Devil?

Wegen der bizarren Windungen meiner Karriere weiß ich einiges über die Bekämpfung einer Ölpest. Und ich erkenne Stümperei, wenn ich sie sehe. Und was ich da sehe, ist nicht die Bekämpfung einer Ölpest, sondern Stümperei.

Hier brennt ein Wolkenkratzer, und die Feuerwehrleute kreuzen mit zwei Flaschen Selters auf.

Wie können sie so etwas tun? Wie kann British Petroleum so etwas tun, das Ölundernnehmen mit den grünen Tankstellen und den Sonnenkollektoren auf dem Umschlag des Jahresberichtes, der Konzern, der die Umweltschutzorganisationen entzückte, weil er die Exxon-Linie verließ und aufhörte, die globale Erwärmung zu leugnen? Wie konnte es geschehen, dass die umweltfreundliche BP unsere herrliche Golfküste zerstörte und mit schwarzem Schlamm überzog?

Die Antwort: BP hatte jede Menge Übung darin.

Am nächsten Tag eilte Anderson Cooper von CNN mit einer Repor-

terschar an den Golf, um Nahaufnahmen von ölverschmierten Vögeln zu machen und ein Interview mit dem Gouverneur von Louisiana zu führen, dem alten Gauner Bobby Jindal.

Ich weiß etwas, was die anderen Journalisten nicht wissen: Die wahre Geschichte der BP-Katastrophe findet sich gut 12 000 Kilometer nördlich von Louisiana.

In meinen Akten habe ich einen streng vertraulichen vierbändigen Untersuchungsbericht über den Untergang der Exxon Valdez in Alaska. Der zwei Jahrzehnte alte Bericht kommt zu dem Schluss: »Zwar trägt das Schiff den Namen ›Exxon‹, doch die Schuld an der Zerstörung der Küste von Alaska trägt in Wahrheit British Petroleum.«

Ich habe ein Exemplar, weil ich den Bericht verfasst habe.

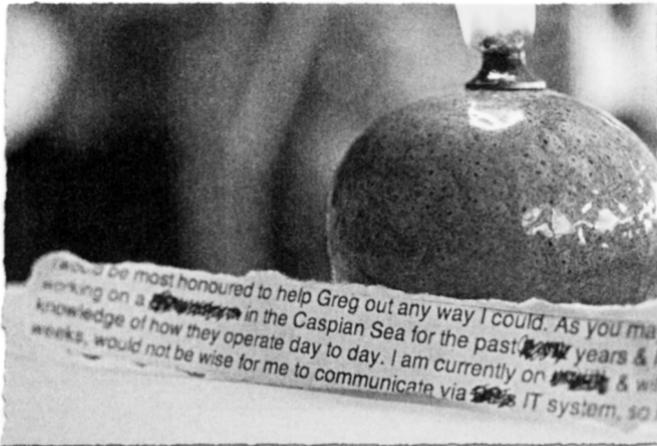
Das war mein letzter Job. Der Job, der mich fertiggemacht hat: Nachdem ich jahrelang, als Detektiv mit Wirtschaftsstudium, Betrügereien und Gaunereien von Konzernen nachgegangen war, verdarb mir dieser Fall endgültig den Spaß.

Wichtig ist diese Geschichte im Verborgenen, die mich nach Norden rief, weil das Unglück der Deepwater Horizon seinen Ursprung auf der Tankerroute in Alaska hat. Und zwar, weil BP die Verantwortung trug, dafür aber nicht bluten musste. Exxon kam natürlich vergleichsweise billig davon, aber BP blieb völlig verschont, musste keinen Cent aus seinem Schatzkästchen hergeben und bekam auch nicht das kleinste Tröpfchen Öl auf sein umweltfreundliches Image. Deshalb habe ich damals gekündigt.

Im Hier und Jetzt, vom Casino aus, bucht mir Badpenny einen Flug mit Alaska Airlines und chartert eine Cessna Apache nach Tattilek auf Bligh Island. Der Sender muss mir schon vertrauen. Ich weiß, dass der Schlüssel für die Ursache der Ölkatastrophe im Golf von Mexiko dort oben im Eskimodorf Tattilek liegt. Ich muss mit Chief Kompkoff sprechen.

## Vor der Küste Aserbaidschans

Kurz nachdem sie Las Vegas verließ, erhielt Badpenny eine E-Mail mit dem Betreff »Ihre Palast-Spende«, die seltsamerweise von einem Schiff im Kaspischen Meer kam, in der Nähe der BP-Bohrinsel Central Azeri, also vor der Küste Aserbaidschans in Zentralasien. Darin stand:



Wir antworteten »Verstanden« und warteten.

Als das Bohrloch der Deepwater Horizon im Golf von Mexiko in die Luft flog, gab sich BP schockiert. Nur sechs Monate vor der Explosion hatte ein BP-Vizepräsident vor dem US-Kongress ausgesagt, sein Unternehmen habe 50 Jahre lang ohne größere Panne im Meer gebohrt. Als das große Bohrloch im Golf tatsächlich hochging, erklärte der Konzern, so etwas sei noch nie zuvor passiert. Jedenfalls war so etwas nie an die Öffentlichkeit gelangt.

Wochen, nachdem wir die erste Nachricht von dem Schiff im Kaspischen Meer erhalten hatten, orteten wir unseren verängstigten Informanten in einer zentralasiatischen Hafenstadt. Die Behauptung des BP-Vertreters vor dem Kongress, erklärte er, sei blanker Unsinn gewesen. Er selbst habe ein Gasunglück auf einer Tiefseebohrinsel erlebt. Er schien sehr nervös zu sein. Und das aus gutem Grund.

Ich wusste nicht, wo zum Teufel ich das Geld hernehmen sollte, um nach Baku, der Hauptstadt von Aserbaidschan, zu fliegen, doch Badpenny buchte den Flug ungefragt. »Du fliegst ja sowieso.«

## Rolling Hills, New York

Kalter Kaffee im Schneesturm, so hatte ich mir das nicht vorgestellt. Der ursprüngliche Plan war deutlich geradliniger gewesen. Ich hatte den verrückten Hund John McEnroe eingespannt (ernsthaft), um auf das Anwesen des Geiers zu gelangen.

Satellitenfotos zeigen, dass nicht einmal 100 Meter vom Haupttor entfernt ein Tennisplatz liegt. Um Kameras auf das Gelände zu bringen, wollten wir in weißer Tenniskleidung anrücken, mit einer freundlich lächelnden Mannschaft der neuen Reality-Show *Sie können also Tennis spielen? In der Hauptrolle: John McEnroe*. Wollte der Geier gern mit dem Champion den Schläger schwingen?

Doch der Plan ging nicht auf. Tennis im Schneegestöber? Vergiss es. Jetzt ruft London auf Ricardos Handy an. BBC Television Centre.

Es gibt Ärger. Ein Lakai im Dienste des Dr. Eric Hermann alias der Geier hat offenbar ein Auto vor seiner Einfahrt entdeckt und Dr. Hermanns PR-Firma in England angerufen, wo es bereits später Vormittag ist. »Ist Palast auf Geierjagd?«, wollte der Wortverdreher des Geiers von der BBC wissen. »Da haben Sie verdammt recht«, habe er dem PR-Mann des Doktors geantwortet, sagt Jones, mein Redakteur.

»Scheiß nochmal, in einem roten Auto?!« Sehen wir ihm seine Ausdrucksweise nach, er ist Waliser.

Kalt ist es, und dann noch dieser schreckliche Gedanke: Er ist uns entwischt. Auf einem Gelände, das größer ist als der Vatikan – 20 000 Quadratmeter, neun Bäder (wir haben in der Steuererklärung nachgeschaut). Schlimmer noch: Auf dem Luftbild ist auf der nicht einsehbaren Seite, die zur Hintertür des Büroturms führt, Wald zu sehen. Und dem Profil zufolge läuft Dr. Hermann ernsthaft Marathon. Der Typ könnte mit Leichtigkeit quer durch seinen Privatwald zu seinem Büro

traben und sich über den Idioten im roten Auto kranklachen. Oder er könnte wie ein Zauberer aus *Harry Potter* einfach dort *apparieren*.

Badpenny und Jacquie haben am Handy geschworen, dass sie niemanden in das Gebäude hatten hineingehen sehen, aber das könnte auch an ihrem unentschuldbaren Wir-wollen-ein-anständiges-Klo-Boxenstopp liegen.

Ich fahre mit meinem Roten Schrecken zu schnell durch die vereisten Gassen hinter Hermanns Büro.

Den Grundriss haben wir schon, dank Badpenny, die ihn in der Woche zuvor ausgekundschaftet hatte. Sie lieferte eine »Postsendung« im Büro ab, die sie absichtlich falsch adressiert hatte. Während sie das verwirrte Dummchen spielte, machte sie sich innerlich einen Plan vom Gebäude. Nun, da wir dicht zusammengedrängt gegen den Schneesturm dastehen, erklärt sie Ricardo, wenn wir mit einem dummen Vorwand an dem leicht ablenkbaren Sicherheitsmann vorbeikämen, könnten wir direkt in die Büroetage von FH International fahren, der Firma des Geiers.

Drinne – der Posten des Sicherheitsmannes war seltsamerweise unbesetzt –, ging Ricardo schnurstracks zum Aufzug, zog seine ultrakleine Digicam aus der Sporttasche und stellte das Mikrophon an. Eine gut gekleidete Frau, die mit uns nach oben fuhr, fragte: »Soll wohl eine Überraschung werden?«

Richtig, aber die Überraschung sollte ganz auf unserer Seite sein.

Wir irrten durch den vierten Stock, Badpennys Kartenskizze in der Hand, und suchten nach den FH-Büros. Dreimal gingen wir sämtliche Gänge ab, wurden jedoch nicht fündig. Dann fiel mir im Flur ein großer weißer Fleck an der Wand auf: Man hatte das Firmenschild mit dem Namen FH International abgehängt, die Nummern der Büros entfernt, die Türen verschlossen.

Die Firma hatte sich in Luft aufgelöst, innerhalb *weniger Stunden*. Eine viele Milliarden Dollar schwere internationale Hedgefonds-Gruppe – *pffff!*

Ich lehnte mich gegen die Tür, erschöpft, völlig am Ende.

Dann hörte ich Stimmen. Hinter der Tür. Der Geier hatte seine Angestellten eingesperrt.

Das war echter Klamauk, das war absolut grotesk: Multimillionäre versteckten sich im Dunkeln unter ihren Schreibtischen, weil sie sich vor einem Kerl im roten Honda fürchteten. Ich fühlte mich geehrt.

Das Firmenschild abmontieren, sich verstecken – und das alles nur, um diese eine Frage nicht beantworten zu müssen:

*Wer oder was ist Hamsah?*

## **Liberia, Westafrika**

Noch während die Angestellten des Geiers so taten, als wären sie unsichtbar, und der Sicherheitsdienst uns in den Fahrstuhl scheuchte, war uns klar, dass wir auf diese Frage nur eine Antwort erhalten würden, wenn wir uns impfen ließen und uns schnell ein Visum für Liberia besorgten. Dass man bei der BBC über die Flugkosten nicht glücklich war, konnte ich nachvollziehen – aber ich musste mit der Präsidentin persönlich sprechen.

Sechsdreißig Stunden nach unserem Überwachungseinsatz im Schnee schwitzten wir am Zoll von Accra in Westafrika.

»WILLKOMMEN IN GHANA. WIR DULDEN KEINE SEXUELLEN PERVERSIONEN.«

Kein schlechter Leitspruch für ein Land, besser jedenfalls als *In God We Trust*.

Als ich das letzte Mal versucht hatte, nach Liberia zu kommen, 1996 im Bürgerkrieg, war alles anders gewesen. Damals war der Flughafen der Hauptstadt von Bombenkratern übersät gewesen. Den einzigen Flug ins Land wagten einmal in der Woche zwei Russen, die in einer alten Tupolew-Propellermaschine Schmugglerware transportierten. Für zwei Flaschen Wodka, erklärten sie mir, könne ich mitfliegen. Als ich fragte, ob ich ihnen den Wodka auch erst nach der Landung geben könne, hieß es nur: Njet.

Diesmal fliege ich mit Ethiopian Airlines und habe den Wodka für den Eigengebrauch dabei, obwohl ich mir geschworen habe, den Scheiß zu lassen.

Wer nicht weiß, wie die Hauptstadt Liberias heißt, sollte cool blei-

ben; das ist kein Test. Die meisten US-Amerikaner lernen die Hauptstädte anderer Länder erst, wenn die 82. Luftlandedivision dort eintrifft. Kabul. Mogadischu. Saigon.

In diesem Fall lautet die Antwort Monrovia. Die Hauptstadt Liberias ist nach dem US-Präsidenten James Monroe benannt, der 1847 ehemaligen amerikanischen Sklaven half, die älteste Demokratie Afrikas aus der Wiege zu heben. Als 1980 ein gewisser Korporal Sam Doe vorlaufenden Fernsehkameras sämtliche Kabinettsmitglieder des gewählten Präsidenten zu einem nahe gelegenen Strand führte, an einen Pfosten band und erschoss, war das auch der Tod der Demokratie. Ronald Reagan war begeistert und half dem Mörder und Diktator Sam Doe, Liberia in eine Todeszone des Kalten Krieges zu verwandeln. Jeder zehnte Liberianer fand den Tod.

Als ich in Liberia ankam, hatte ich nicht den kleinsten Hinweis. Ganz anders Ricardo. Er hatte gerade erst etwas Arabisch gelernt, auf die harte Tour, als unfreiwilliger Gast fieser Typen im irakischen Basra. Er sagte: »Hamsah heißt auf Arabisch ›fünf‹.«

Aha.

Bezeichnenderweise sieht ein Hamsah so aus:



Das Symbol ist libanesisch. Natürlich.

## Motown

Mit 15 war Rick Rowly dem Untergang geweiht. Geboren wurde er am Ende der Welt, in Michigan, in einer Wüste aus Rost und Schnee, die so schrecklich ist, dass wir sie den Arbeitern der Automobilindustrie überlassen haben. Als Kind legte Rick gern das Ohr auf die Eisenbahnschienen und wartete auf die Vibration eines Zuges, der in die große weite Welt hinausfuhr. An dem Tag, als er aufstand und dem Summen folgte, war er 15. Er wanderte über 300 Kilometer nach Detroit; unterwegs ernährte er sich von Erdnussbutter und Toastbrot. Rick lief nicht etwa vor etwas davon. Seine Eltern waren in Ordnung. Er lief wohin – weiß der Teufel, wohin genau.

Rick kehrte nie wieder ans Ende der Welt zurück.

Er lauschte. Er beobachtete. Und er merkte, dass die Geschichten anderer Menschen viel wichtiger waren als seine eigene.

Unterwegs besorgte er sich eine kleine Kamera, die mit ihm lauschte und beobachtete. Während der IWF-Unruhen in Argentinien fand er weitere Geschichten, dann war er sechs Monate im Dschungel von Yuktan und lernte Spanisch bei den Guerillakämpfern, den Zapatisten, die ihm den Namen Ricardo gaben. Anschließend machte er Station an der Princeton University, und dann ging er in den Irak, nach Afghanistan und zur Hisbollah in den Libanon.

Das kleine Ding, seine Digitalkamera, hatte er fürsorglich, liebevoll in der Hand, fast wie ein kleines Baby. Als er auf mein Drängen das erste Mal für BBC News filmte, fragte Jones: »Was ist das denn? Eine Spielzeugkamera?« Nein, das ist meine Waffe.

Ricardo spricht nicht gern über sich. Erst nach drei hochprozentigen Drinks an einer Bar in Westafrika erfuhr ich von den Schienen, der Hisbollah und Princeton.

Heute ist er selbständiger Journalist, nicht »eingebettet«.

Gegen Jones' Rat kehrte er in den Irak zurück, um die letzten arroganten Worte des Kriegsherren Abu Musa festzuhalten, ehe dieser in kleine feuchte Stücke zerfetzt wurde. Rick ist ein Glückskind. Bis jetzt.

## Tatitlek, Bligh Island, Alaska

Chief Gary Kompkoff stand am Strand und beobachtete, wie der Supertanker VLCC Exxon Valdez dem Bligh Reef immer näher kam. Was zum Teufel ...?, fragte sich Kompkoff.

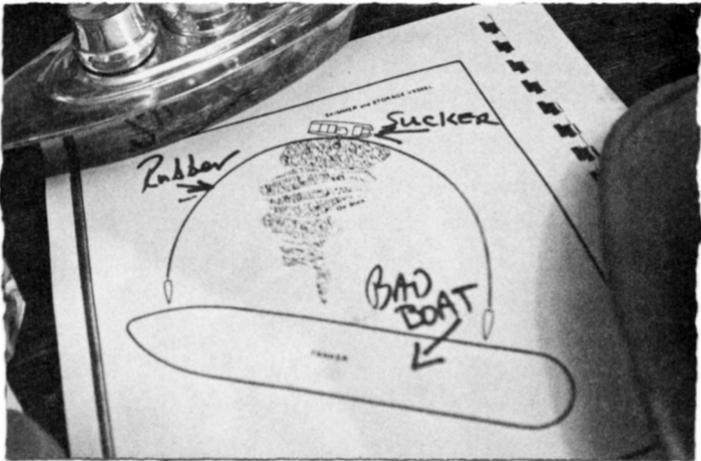
Es war fast Mitternacht, der Himmel klar und sternenhell. Während die Umriss des Schiffes immer größer wurden, gesellte sich das gesamte Dorf zum Häuptling an den Strand und fragte sich: Was zum Teufel ...?

Kompkoff dachte, so erzählte er mir, es handle sich um so eine Art Übung. Nicht einmal ein Besoffener konnte das Halogen-Warnlicht übersehen, das ihre Gesichter alle neun Sekunden erhellte.

Aber es war keine Übung.

Nun sollte man sich nicht der Illusion hingeben, dass da nur ein Haufen blöder Indianer stand, die völlig geplättet waren, weil ein Supertanker des weißen Mannes vor ihnen auftauchte. Sie hatten zwar keinen Fernseher, aber sie hatten gelernt, eine Ölpest zu bekämpfen. Die Bekämpfung einer Ölpest auf dem Meer ist keine höhere Mathematik. Ganz gleich, ob ein Tanker verunglückt oder eine Ölquelle in die Luft fliegt, ist zweierlei zu tun: Erstens legt man eine Ölsperre aus Gummi aus, einen so genannten Boom. Dann saugt man mit einem Skimmer über einen großen Schlauch das Öl innerhalb der Ölsperre auf. Oder man löst es auf (»dispergiert« es mit Chemikalien), oder man schleppt es hinaus aufs Meer und entzündet es. Es gibt natürlich auch irrwitzige Varianten, die überwiegend von BP angewendet werden. Im Jahr 1967 nahm die *Torrey Canyon* im Ärmelkanal eine Abkürzung, die nur für Fischkutter geeignet war, und brach entzwei. Es war das bis dahin größte Tankerunglück. British Petroleum rief die Royal Air Force zu Hilfe, die den Ölteppich, der auf dem Weg nach Frankreich war, wie blöd bombardierte. Die Airforce hatte mit dem schwimmenden Öl etwa so viel Erfolg wie mit den Taliban. Ölteppich: 1. Airforce: 0.

Hier ist eine einfache Skizze, wie man das Öl, das aus einem verunglückten Tanker ausgelaufen ist, eindämmt.



Etwa dasselbe gilt für einen Blowout, also das unkontrollierte Austreten von Erdöl. Auf dem Bild ist ein kleines Schleppschiff zu sehen, das die Ölsperre, das so genannte Vikoma Ocean Pack, um das Schiff herumzieht, während ein weiteres kleines Schiff, ein Sea Devil, mit dem Skimmer das schwimmende Öl aufsaugt.

Und hier ist das Paradoxe oder Kriminelle an der ganzen Geschichte, ganz wie Sie wollen: Ich habe diese Skizze von Alyeska, dem Unternehmen, das bei einer Ölpest in den Gewässern von Alaska das Öl eindämmt oder beseitigt, egal, wem der Tanker gehört. Alyeska besteht aus mehreren Firmen und ist der politisch nützliche Deckname für seinen Hauptinhaber British Petroleum. Exxon besitzt einen kleineren Teil des Unternehmens.

Die Zeichnung von der Ölpest stammt aus dem offiziellen OSRP (Oil Spill Response Plan; »Notfallplan für Ölunfälle«), den BP und Exxon für den Prince William Sound in Alaska 1987, zwei Jahre, ehe die Exxon Valdez vor Bligh Island, Tatitlek, auf Grund lief, veröffentlichten. Die Spitzenmanager der Ölkonzerne schworen vor dem US-Kongress unter Eid, dass sie diesen Plan durchziehen würden.

Es war, das muss ich zugeben, ein wunderbarer Plan.

Es wurde an alles gedacht: Ölsauger und Ölsperren und Notfallteams, die rund um die Uhr einsatzbereit waren.

Es ist kinderleicht: Ölsperre um den Ölteppich legen und saugen. Die Eskimos aus Tatitlek hätten das blitzschnell hingekriegt. Dann hätte man nie mehr etwas von der Exxon Valdez gehört.

Hätte.

Die Anwohner waren die Feuerwehrmannschaft und hatten die richtige Ausrüstung. Im Plan war alles richtig skizziert. Und doch standen sie da und sahen nur zu. Warum?

Im Zuge meiner Recherchen unmittelbar nach dem Exxon-Unglück flog mich Henry Makarka («Kleiner Vogel»), Eyak-Ältester, über das heute verlassene Dorf Nuciïq. »Ich musste mit ansehen, wie sich ein Otter die eigenen Augen ausgerissen hat, als er versuchte, aus dem Öl zu kommen«, erzählte er mir. Henry ist ein netter Kerl, mittlerweile 80 Jahre alt. Aber nur für den Fall, dass ich ihn nicht richtig verstanden hatte, fügte er hinzu: »Wenn ich ein Maschinengewehr hätte, würde ich jeden einzelnen dieser weißen Hurensöhne umbringen.«

Er sagte nicht »weiß«, sondern verwendete eine unfreundliche Bezeichnung auf Alutiïq, isuwïq irgendwas, »gebleichte Robbe«.

Ich wollte, dass er mir geradeheraus ohne jeden Scheiß erzählte, was zum Teufel bei den Gesprächen zwischen den Häuptlingen der Chugach und den Häuptlingen der Ölfirmen 20 Jahre zuvor geschehen war. Ich wollte wissen, ob ich richtig vermutete oder auf dem falschen Dampfer war. Das Gespräch war ihm alles andere als angenehm, zumal sein Gegenüber eine gebleichte Robbe war.

Die Eyak, die Tatitlek und die anderen Chugach-Eskimos leben seit 3000 Jahren an der Bucht, vielleicht schon länger, und sie waren die allerletzten Amerikaner, die von dem lebten, was sie fangen, sammeln und jagen konnten. Es war der 24. März 1989, vier Minuten nach Mitternacht, als Kompkoff Zeuge wurde, wie 3000 Jahre Chugach-Geschichte mit einem Schlag zerstört wurden, als er den Moment erlebte, in dem Satan seinen Tribut dafür abholte, dass sich die Eskimos, und insbesondere Makarkas Volk, zu Komplizen der Weißen gemacht hatten.

## Los Angeles, Kalifornien

Warum kreise ich ständig über der Hölle? Warum jage ich verrückten Potentaten und sich duckenden Hedgefonds-Spekulanten hinterher, warum schlepe ich meine Leser erst in die Arktis und dann an den Amazonas?

Warum schreibe ich das alles auf, und warum schleife ich Sie, meine Leser, mit?

Mein Verleger möchte, dass ich ein nettes kleines Buch über ein klar umrissenes Thema schreibe, zum Beispiel über »Ölkonzerne« oder »Banken« oder »Rezepte aus Sex and the City«. Aber der Planet Erde ist nicht so simpel wie ein Liter homogenisierter Milch, weiß wie Seide.

Er ist das reinste Chaos, ein wildes Durcheinander. Gewöhnen Sie sich daran.

So ist das eben. So arbeiten wir. Ich kann nicht einfach sagen: Oh, bitte, schicken Sie mir diese Woche keine heißen Tipps. In den Wochen nach dem Deepwater-Horizon-Unglück ging das schwerste Gewitter brandheißer Tipps auf mich nieder, das ich in meiner Laufbahn je erlebt habe.

Aber um der Klarheit und um meiner und Ihrer geistigen Gesundheit willen nehme ich Sie mit, einen investigativen Schritt nach dem anderen. Nur in diesem ersten Kapitel will ich Ihnen zeigen, wie unsere Arbeit tatsächlich läuft und dass wir immer mehreren Spuren gleichzeitig folgen, über die eigenen Füße stolpern und mit dem Kopf gegen die Wand rennen (so bekomme ich meine besten Ideen).

Dr. Bruce, mein Biolehrer an der Highschool, würde mich wohl als »Honigschöpfer« bezeichnen. Ehe Dr. Bruce promovierte, nahm er einen der wenigen Jobs an, mit denen sich ein schwarzes Kind im tiefen Süden der USA ein paar Dollar verdienen konnte: Honig schöpfen. Wenn jemand im Plumpsklo den Ehering oder seine Brieftasche verloren hatte, kam Dr. Bruce mit seinem Eimer, zog die Kacke heraus und durchsuchte sie sorgfältig. Er fand sogar Spaß daran.

So geht es mir auch, wenn ich in der Scheiße wühle, sie durch unsere investigativen Filter quetsche und das Verwertbare heraussiebe. Das eine Thema gibt es nicht, dafür aber die eine Story: Ich jage ver-

schiedene Scheißkerle rund um den Erdball, aber es ist immer dieselbe Scheiße.

Es gibt nur eine Story: »DIE und WIR«.

DIE haben Häuser, die größer sind als Disneyland, WIR haben die Zwangsvollstreckung am Hals.

DIE haben eine Insel mit Privatjet, WIR haben den Ölschlick, keine Zukunft und ihre Spielschulden, die wir mit unseren Renten bezahlen.

DIE haben schon die dritte schicke Ehefrau und bekommen Steuervergünstigungen, WIR sitzen auf einem Subprime-Kredit.

DIE haben zwei Kandidaten auf dem Stimmzettel, WIR sollen wählen.

DIE haben die Goldmine, WIR den leeren Schacht.

DIE und WIR: Das ist mein Beruf, meine Leidenschaft – und es wird auf meinem Grabstein stehen (»Am Ende haben DIE mich doch gekriegt«).

Dieses Buch, diese Reise ist der Versuch, das Biest, die monströse Maschine zu enttarnen, die unablässig rackert, um UNS etwas wegzunehmen, damit DIE es sich einverleiben können.

Das ist aber noch keine Antwort, stimmt's? Auf die Frage, warum ich das alles mache.

Ich komme aus Los Angeles, und zwar aus der Talsohle namens Valley, wo man die Verlierer deponiert, bis billige Arbeitskräfte und billige Soldaten gebraucht werden, weil es nicht mehr genügend Exilkubaner gibt.

Einmal bin ich dorthin zurückgekehrt. Wenn man über die Hollywood Hills kommt und ins Valley hinunterfährt, sieht man keine Häuser, sondern nur eine wabernde Smog-Suppe, die den Gelbton von Kotze und Urin hat. »Ich dachte, Südkalifornien hat ein Klima«, sagte die Frau, die mich fuhr. »Aber das hier ist nur eine Farbe.«

Ich entfloh der Urinsuppe, so schnell es irgend ging. Nachdem ich in mehreren aussichtslosen Jobs gescheitert war – als Tanzlehrer, wandelnde Reklametafel, Jazztrommler, Samenspender, Ghostwriter für Seminararbeiten (»Eine Eins garantiert«), endete ich als Detektiv.

Ich ermittelte in großen Fällen, in denen es um Hunderte von Millionen oder Milliarden von Dollars ging. Ziemlich oft wurde ich gelinkt, und die Verdächtigen entwischten mir immer so, dass sie sich noch den besten Tisch bei Nobu unter den Nagel reißen konnten.

Deshalb wurde ich investigativer Journalist. Ich werde immer noch ziemlich oft gelinkt. Aber jetzt kann ich auch andere linken.

## **Die Golfküste, Alabama**

Die Geschichte, die ich von unserem Scout Ronald Roberts bekommen hatte, klang wie aus einem schlechten Horrorfilm: Die Fische ertranken.

Überall im Golf von Mexiko, an den merkwürdigsten Stellen: tote Fische. Ich hatte nicht einmal gewusst, dass Fische ertrinken können. Aber das, was ich nicht weiß, würde ja auch ein eigenes Buch füllen.

Ronald Roberts hatte sich in der Szene schon umgehört und BP Fragen gestellt, ohne sich verdächtig zu machen. Sein wirklicher Name ist nicht Ronald, sondern Zachary: Zach Roberts, der Fotojournalist. Aber wenn man »Ronald« Roberts googelt, bekommt man das Foto eines bereits verstorbenen Sexualstraftäters aus Florida sowie den Autor der klassischen Studie *Fischpathologie*.

Obwohl das Öl noch aus dem Manado-Loch strömte, hatte man sich bei BP auf Holocaustleugnen verlegt: *Die Fische waren gar nicht tot*. Und, so hieß es, wenn sie tot wären, hätte jedenfalls nicht BP sie umgebracht.

Ermittlungen in Sachen Fischmord sind nicht meine Welt. Deshalb brauchte ich einen kompetenten Experten, der nicht von der Ölbranche geschmiert war. Das Forschungsgebiet ist so klein, dass Ronald/Zachary und ich unabhängig voneinander schnell auf Professor Rick Steiner kamen. Ich kannte Steiner als Kapazität im Bereich Fische und Ölverseuchung. Er leitete die Biologiefakultät an der Universität von Alaska. Vor zwei Jahrzehnten, als er durch den Schlick der Exxon Valdez watete, der sein eigenes Boot umschloss, tauchte Steiner buchstäblich in das Gebiet ein.

Professor Steiner war nicht nur jenseits jeglicher Korruption, sondern auch jenseits telefonischer Kontaktaufnahme, denn er hielt sich irgendwo in Afrika auf. Mein Recherche-Experte Matty Pass, der sich irgendwie in unsere telepathische Kommunikation einklinkte, machte sich auf die Suche nach Professor Steiner und spürte ihn in einem Giftklosett namens Nigeria auf, wo er sich in dem Ölschlamm suhlte, den Shell 40 Jahre zuvor zurückgelassen hatte.

Wir hatten Glück, denn Steiner wollte von dem BP-Dreck vor der Küste von Mississippi Proben nehmen und untersuchen. Da aber der Ölkonzern Steiner nicht in die exklusive Riege seiner Fachleute aufnehmen wollte, musste er die verdächtigen Wassersäulen mit dem U-Boot aufsuchen. Kein Witz.

Der Professor bot mir an, mich mitzunehmen.

Der Flug an die Golfküste machte sich schon dadurch bezahlt, dass ich mit Steiner Kapitän Nemo spielen und wissenschaftliche Hinweise auf eine Frage erhalten konnte, die mich nicht mehr losließ: Die Zerstörung der Golfküste, die toten Marschen, die verschmutzten Sümpfe, die man immer wieder im Fernsehen sehen konnte – alle waren sich einig, dass es das Öl von BP war. Aber war es wirklich BP? Ich bezweifelte das, und zwar nicht ohne Grund.

## **Seattle, Washington**

Unserem flottierenden Insider-Informanten war sogar da draußen auf dem Kaspischen Meer bewusst, dass er seine Tarnung auf keinen Fall aufgeben durfte. Er wusste, was in der Branche jeder weiß: Wer BP verpfeift, dem blüht Ungemach.

Chuck Hamel kann ein Lied davon singen. Der Ölmann Hamel hatte sich einst in Alaska mit BP und Exxon zusammengetan. Im Jahr 1986 stellte er fest, dass der Valdez-Terminal das reinste Chaos und ein Tankerunfall vorprogrammiert war. Er war so erschüttert, dass er die erste Concorde nach London nahm, wo er dem BP-Chef höchstpersönlich mitteilte, dass sie die Katastrophe geradezu heraufbeschworen.

BP setzte daraufhin ein Team ehemaliger CIA-Agenten auf ihn an.

Sie zapften sein Telefon an. Sie brachen in sein Haus ein. Sie stellten ihm Fallen und lockten ihn mit Frauen, die sich die meisten anderen Männer nicht hätten entgehen lassen, doch Hamel war seiner Frau schon unnatürlich treu. Als Hamel einen Termin mit einem Kongressabgeordneten in Washington vereinbarte, wollte der Alaska-Chef von BP mit allen Mitteln herausfinden, was Hamel dem Abgeordneten stecken wollte. Die finsternen Gesellen von BP schickten daraufhin einen ferngesteuerten und mit Mikrofonen bestückten Spielzeug-LKW durch die Abluftrohre des Hotels, um Hamel zu belauschen. Pech für die BP-Leute, denn auch die U.S. Navy Seals, eine Spezialeinheit der US-Armee, hatte einen geheimen Lauschposten im Hotel eingerichtet. Die Spionage-Leute der Navy rasteten beim Anblick des BP-Mikros fast aus, denn sie fürchteten, die Russen seien ihnen auf der Spur. Sie verfolgten das Signal in das entsprechende Hotelzimmer zurück, traten die Tür ein und verhafteten die BP-Spione.

BP musste Hamel einen Scheck ausstellen. Doch die Ölbranche hatte Geduld und schnappte ihn sich am Ende doch. Als sich Hamel mit Exxon zusammentat, war er ein wohlhabender Ölbaron. Heute ist er weder reich noch besitzt er Öl. Ich habe kürzlich in Seattle mit ihm gesprochen, wo er lebt, seit Exxon ihn in den Bankrott trieb.

Hamel ging es nicht gut. Er war krank und zu kurzatmig, um ein Gespräch durchzuhalten. Aber ich brauchte seine Hilfe.

Ich hatte mich durch die 600 Seiten des Ölpest-Notfallplans gekämpft, den BP für die Tiefseebohrungen im Golf von Mexiko ausgearbeitet hatte. Das hätte ich mir auch sparen können, denn der Plan war so gut wie identisch mit dem für Alaska. Ölsperren aus Gummi, Skimmer, Notfallteams (und das Reinigen von Robben). Das waren die Ölsperren und Abschöpfer, die ich rund um die brennende, sinkende Ölinsel im Golf von Mexiko vermisst hatte, als ich in Las Vegas die Aufnahmen im Fernseher über der Bar gesehen hatte. Ich kann nicht behaupten, dass ich schockiert war.

Die Ausrüstung war in Alaska nicht einsatzbereit und am Golf von Mexiko auch nicht. Dasselbe Unternehmen, derselbe Plan, derselbe Mist. Ich stellte mir nur die Frage: Kommen sie diesmal *wieder* damit durch? Hamels Frau hatte genug erlebt und wollte nicht, dass er sich

aus der Deckung wagte. Aber ich vermutete, dass Hamel jemanden kannte, der jemanden kannte.

Egal, wen er mir nennen mochte – dieser würde vielleicht ebenfalls nicht reden. Nach allem, was BP mit Hamel und Dutzenden anderer angestellt hatte, würde sich kaum ein Insider aus der Ölbranche oder aus Behörden aus der Deckung wagen und auch nur vertraulich mit mir sprechen. Hamel gab mir die Telefonnummer eines gewissen Inspektor Dan Lawn. Die BP-Spione hatten auch sein Telefon angezapft. Aber der Inspektor, scheint es, nutzte jede Gelegenheit, es seinem verborgenen Publikum, den Primitivlingen aus dem Ölgeschäft, zu zeigen.

## **Kasachstan**

Wenn ich als Detektiv einen Scheidungsfall bearbeiten würde, dann würde ich erst einmal nach dem Partner suchen, der den Laufpass erhalten hat. Nichts anderes tat ich, als ich den multikontinentalen Ölgiganten BP ins Visier nahm.

Jack Grynberg hatte von BP definitiv den Laufpass bekommen, denn John Browne hatte ihn einfach am Altar des Kaspischen Meeres sitzen lassen. Browne, der bald darauf zum Ritter geschlagen wurde – Lord Baron Browne of Madingley –, war CEO bei British Petroleum, bis er 2007 einen Meineid schwor. Im Jahr 1991 holte sich Grynberg Energy BP als Partner, nachdem Grynbergs Firma die exklusiven Bohrrechte für die kasachische Seite des Kaspischen Meeres erworben hatte. Kasachstan ist das größte Land der zentralasiatischen Steppe, ausgespuckt von Mutter Russland im Jahr 1991, weil sie ihre ungeliebten Muslime und Armenier, Usbeken, Kasachen und Turkmenen loswerden wollte. Mit unglaublicher Geschwindigkeit schossen die neuen Nationen aus dem Boden. Der »Kirgisischen Republik« wurde ihre ungebetene Unabhängigkeit von der Sowjetunion in einem Überraschungstelegramm mitgeteilt. Die Parteichefs sahen sich gezwungen, eilig eine Konferenz einzuberufen, um Fragen zu klären wie: »Wer erledigt jetzt die Post?« oder »Müssen wir eigene Briefmarken drucken?«

Das Geschäft am Kaspischen Meer war in der BP-Karriere Lord Brownes ein wichtiger Meilenstein. Dann, im Jahr 2004, presste Browne beim Verkauf der Bohrrechte durch BP meiner Schätzung nach 180 Millionen Dollar aus Grynberg heraus. Wie genau der Lord ihn behumst hatte, wollte ich von Grynberg selbst in Erfahrung bringen.

Ich glaube, Browne beging einen großen Fehler. Egal, ich hielt es für lohnend, den starrköpfigen, eine halbe Milliarde schweren Öl magnaten ausfindig zu machen, der BP auf dem Kieker hat. Grynberg nennt mehr aktive Ölquellen sein eigen (672) als ich Sünden, und dazu kommt das Vermögen aus der riesigen Abfindung, die er nach dem Scheitern seiner Finanzehel mit BP PLC erhielt.

Der ehemalige US-Geheimdienstagent Grynberg taucht gern unter, wenn die Presse nach ihm sucht. Mein Team hinterließ Nachrichten auf dem Anrufbeantworter und rief jeden an, der mit ihm in Kontakt stehen könnte. Schließlich rief uns Grynberg per Handy von Gott weiß wo zurück.

Ich bot ihm an, mich in Denver mit ihm zu treffen, wo er 30 000 Rinder besitzt, oder auch in London oder in Almaty, Kasachstan.

Zum Glück für unser gerupftes Budget hatte er in aller Stille einen Besuch in New York geplant, wo er sich während der UN-Vollversammlung diskret mit Präsidenten, Premierministern und Diktatoren, die gern Präsidenten wären, verabredet hatte.

Er wollte mir etwas zeigen. Nein, er wollte es mir nicht zufaxen.

## **Baku, Moskau, Washington**

Aber da war noch die andere Hälfte des Kaspischen Meeres, nach der BP gierte, zu Aserbaidshon gehörig und vor der uralten Karawanserei von Baku gelegen. Dort war die andere BP-Bohrinsel in die Luft geflogen, zumindest unserem flottierenden Informanten zufolge.

Auch Aserbaidshon war ein Ausscheidungsprodukt der alten Sowjetunion. Das Land entwickelte sich zu einer Islamischen Republik, deren Diktator seine Bürger dazu zwingt, fünfmal am Tag British Pet-

roleum anzubeten. Da musste ich hin. Aber in Aserbaidschan taucht man nicht einfach mit einer Filmkamera auf und stellt Fragen.

Ins Land zu kommen war das eine. Beweise zu finden, und erst recht über etwas so Großes wie eine explodierte Bohrinsel, erforderte Kenntnisse, die ich zum Glück nicht hatte.

Ich hoffte von dem alten Hasen Grynberg einen Tipp zu erhalten, wie ich mich in den uralten, dunklen Gassen von Baku bewegen sollte. Grynberg schlug mir vor, einen BP-Insider zu suchen, der bei der XFI-Abteilung des Konzerns in Baku arbeitete. Er gab mir einen Namen, zu dem wir irgendwo in der nördlichen Hemisphäre eine Adresse und Telefonnummer aufspüren mussten. Tipp: XFI steht vielleicht für Exploration Frontiers International – vielleicht auch nicht. Die Firma könnte es gegeben haben – oder auch nicht.

Immerhin hatte Badpenny damit einen ersten Anhaltspunkt.

Ehe wir ein Treffen mit ihm arrangierten, erfuhren wir Folgendes: Wenige Minuten, nachdem die Länder auf -stan von der kommunistischen Herrschaft befreit worden waren, eilte das XFI-Team von BP mit Hilfsangeboten in die neuen Nationen, um ihre brachliegenden Ressourcen zu entwickeln. Oder vielleicht auch, um sich die Ressourcen unter den Nagel zu reißen.

»Die Welt läuft mit Öl«, erklärte mir ein Mitglied des Petroleum Club, der sich damals in den Wilden Osten aufmachte, »und Öl läuft mit Schmiergeld und Schlampen.« Den Spruch liest man sicher auf keiner Grußkarte, aber die Machthaber der neuen Islamischen Republiken sind auch nicht scharf auf Grußkarten. Der britische Botschafter in Usbekistan erwähnte, dass der usbekische Präsident Karimow seine Gegner bei lebendigem Leib kochen lässt – nicht gerade ein Smalltalk-Thema für Staatsbankette.

Niemand war besser in dem S&S-Spiel als Leslie Abrahams, der XFI-Frontmann für BP. Er prahlte gern vor seinen Kumpeln damit, wie er mit Mädchen und Bargeldumschlägen die Herzen der Beamten von Baku gewann und die Bohrrechte an Land zog. Anders ausgedrückt: Dieser Abrahams war ein professioneller Widerling. BPs Widerling. Er schmierte die staatliche Ölgesellschaft in Aserbaidschan mit 30 Millionen Dollar. Der Scheck wurde ihm von Lord Browne überreicht, oder

besser gesagt reichte ihm der Lord eine abgewetzte braune Aktentasche, in der sich der Scheck befand. In seiner Begleitung befand sich passenderweise Lady Margaret Thatcher.

Aber würde Abrahams mir das auf Tonband und vor der Kamera bestätigen? Es würde nicht leicht werden, mit ihm zu reden, denn er wickelte immer noch Geschäfte in Baku ab, die einen besonnenen Umgang mit der unbesonnenen Diktatur erforderten. Außerdem hatte der britische Geheimdienst ihn mit einem »D-1« versehen. »D-1« bedeutet, dass es in Großbritannien verboten ist, ihn zu zitieren. Dennoch hoffte ich, dass der BP-Handelsreisende bereit war, ein paar unangenehme Details zur mutmaßlichen Rolle von BP beim Sturz des gewählten aserbaidischen Präsidenten ein wenig zu beleuchten.

BP leugnete jegliche Beteiligung an dem Putsch: »Das gehört nicht zu unserer Firmenkultur.«

Allerdings setzte sich BP dafür ein, dass die Regierung Tony Blair den größten Massenmörder, der jemals von einem britischen Gericht verurteilt wurde, freiließ, damit die Firma Bohrrechte von Libyens Diktator Muammar Gaddafi erhielt. Das gehörte offenbar schon zur Firmenkultur.

Zu BPs Verteidigung sollte ich anfügen, dass das Unternehmen Marat Manafows Forderung nach einem Schmiergeld von einer halben Milliarde Dollar für die Sicherung der Kaspischen Bohrrechte ablehnte. Manafow war ein Kumpan des aserbaidischen Machthabers. Wer Manafow beauftragt hatte? Wer weiß? Manafow können wir nicht fragen. Er wurde gefeuert (das heißt, seine Leiche wurde nie gefunden).

So blieb uns nur Leslie, der Taschenmann, der XFI-Mann, sofern er aufzutreiben war und XFI überhaupt existierte. Auf der BP-Website ist die Firma nicht erwähnt. »Ihre Suche nach »XFI« ergab keine Ergebnisse«. Aber nicht jede Tür hat eine Klinke.

Badpennys erschöpfende weltumspannende Suche ergab, dass wir den Taschenmann dort finden würden, wo wir als Erstes hätten suchen sollen: im Oriental Club, Westminster, London.

Die kleinen Dienste, die Abrahams für BP und Königin erledigte, die

Vermittlung von Schmiergeldern, garniert mit Muschis, würden ihm in unserer heutigen juristisch so prüden Welt eine Gefängnisstrafe einbringen. Doch noch vor einem Jahrzehnt schickte man einen Gentleman nicht ins Gefängnis. Man schickte ihn in den Oriental Club. Mitglied kann werden, wer von einem Diplomaten, einem Geheimdienstmitarbeiter oder einer anderen redlichen Klaue an der Tatze des Empires empfohlen wird.

Telefonisch erklärte ich einem hustenden Mann mit hochnäsigem Akzent, dass es in unserer Geschichte um Öl ging.

Der Taschenmann war bereit mitzumachen, aber hatte er auch Beweise, sagen wir, Fotos? Kumpel aus Baku-Tagen? Die Namen von »Sirs« und »Ladys« sprudelten aus seinem Gedächtnis, unter anderem John Scarlett, später Chef des britischen Nachrichtendienstes MI6, der bis heute mit einem grünen C unterschreibt.

Interessant, aber in unserer Geschichte geht es um BP.

»Ja«, sagte er, »um den MI6.«

Er wollte sich in der Bar des Clubs mit uns treffen.

Wer nun glaubt, der Einsatz von Schmiergeld und Sex sei eine Form der Korruption, die es nur in Russland und Zentralasien gibt, dem sei gesagt, dass BP und andere große Ölkonzerne diese Methode auch beim amerikanischen Minerals Management Service anwendeten, um sich die Bohrrechte im Golf von Mexiko zu sichern. Der Unterschied ist, dass sich die amerikanischen Apparatschiks mit weniger Geld und hässlicheren Frauen zufrieden gaben.

Das ist eine Tatsache: Ich habe die Fotos gesehen. Die aserbaidischen Prostituierten waren einfach umwerfend – etwas anderes würde man von handverlesenen russischen FSB-Agenten auch nicht erwarten.

\*\*\*

Woher sollte ich wissen, ob all diese Informationen aus Kasachstan und Baku nicht nur ein Haufen Mist waren? Ich bat unseren Internet-Guru Yuriy K., den wir schon in der alten Sowjetunion angeheuert hatten, per E-Mail, er möge jemanden auftreiben, der Zugang zu den

aserbaidischen und kasachischen BP-Unternehmungen und zur Partnerschaft zwischen BP und den russischen »BP-TNK«-Oligarchen hatte. Die Antwort kam von Georgi Zaicek, George the Rabbit. Wann war aus Yuriy Georgi geworden?

»Yuriy!«, hatte ihn Badpenny am Telefon ermahnt. »Hör auf zu hyper-ventilieren!«

Sie beruhigte »Georgi« und reichte mir das Telefon. »Georgi ist mein zweiter Vorname. Yuriy K\_\_ kann ich nicht mehr verwenden. Ich habe es dir nicht gesagt, aber ich sitze in der Tinte, richtig tief.« Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß, dachte ich.

Interessanter war, was »Georgi Rabbit« mir von einer dritten Person weitergab, deren Telefonnummer mit +7-495-begann, also Moskau, und deren Name »Максим Шингаркин« lautete.

Badpenny, die das kyrillische Alphabet einigermaßen beherrscht, las: Maxim Schin-gar-kin.

Schingarkin? Google brachte in englischer Sprache nur einen nützlichen Verweis auf »Schingarkin«, aus dem *San Francisco Chronicle*:

»Maxim Schingarkin, ehemaliger Major der 12. Abteilung des russischen Militäргеheimdienstes und verantwortlich für strategische Waffen, sagte, nukleare Kofferbomben ...«

Klang nach dem Mann, den wir suchen.

Man erklärte mir, ich solle nicht Schingarkin direkt, sondern jemand anderen anrufen, der wiederum jemanden anrief, der dann Schingarkin sagte, er möge mich anrufen.

Doch zuerst telefonierte ich mit unserem Mann in London, der dort alles für uns organisierte. Wie lang würde es dauern, ein Journalistenvisum für Russland und Aserbeidschan zu bekommen? »So lange kannst du nicht warten.« Außer natürlich, wir flogen als Touristen mit einer 5D. Eine Canon EOS 5D Mark II ist eine hochauflösende Videokamera, die aussieht wie der Knipser eines Touristen, sich aber mit einem imposanten Teleobjektiv erweitern lässt.

Matty Pass, 27 Jahre und Wunderknabe unseres Teams, war gerade

aus Kuba zurückgekehrt und hatte 5D-Fotomaterial von Entführern, politischen Gefangenen und als Zugabe O-lala-Fotos der anmutigen Enkelin Che Guevaras mitgebracht. Ehe er an Bord des Flugzeugs gehen konnte, um Havanna zu verlassen, hatten ihm die Behörden sämtliche Druckschriften, sinnlosen Ramsch, weggenommen und ihn in eine Einzelhaftzelle geworfen. Seinen Laptop hatten sie ihm schon vorher abgenommen. Sie konnten ja nicht ahnen, dass mit der Fotokamera, die der scheinbare Tourist um den Hals trug und die mit harmlosen Fotos von Palmen und Rumpartys gefüllt war, auch bestürzende Videos gemacht worden waren. Dieses Material war auf Speicherchips bereits über Costa Rica aus dem Land geschmuggelt worden. Für das Kaspische Meer war die 5D daher die richtige Wahl.

## Texas und Tokio

Mitte Mai 2010, als Barack Obamas Präsidentschaft im Golf von Mexiko gerade kläglich baden ging, war auch noch eine weitere Krise zu bewältigen. Da Obama noch ein paar Kriege am Köcheln hatte, brauchten unsere Soldaten »lebensrettende, minen- und hinterhaltsgeschützte Fahrzeuge«, und zwar sofort.

Der Präsident reichte vor dem Kongress ein Notfinanzierungsgesetz ein. Verteidigungsminister Robert Gates marschierte zum Capitol Hill und erklärte, »unsere Jungs« an der Front würden in Stücke zerfetzt werden, wenn sie nicht 1,1 Milliarden Dollar für minensichere Fahrzeuge bekamen, 137 Millionen Dollar für neue Panzerwesten und 9 Milliarden Dollar für zwei Atomkraftwerke.

Wie bitte?

Der letzte Punkt wurde vom Verteidigungsminister nicht erwähnt. Ich weiß auch nur davon, weil es mir ein Engel flüsterte.

Der Engel ist Harvey Wasserman aus Columbus, Ohio. Wenn Gott unseren Planeten mal wieder bestrafen will, dann wird er bestimmt Harvey aus den Fluten retten, und wenn das bedeutet, dass er Columbus verschonen muss.

Harvey ist die Cassandra der Radioaktivität. Seit nunmehr drei Jahr-

zehnten blickt er nun schon unerschrocken der Energiebranche in die bedrohlichen und den Nachrichtenredakteuren in die gelangweilten Augen.

Harvey wollte, dass ich die Alarmglocken läute und die nukleare Verschwendung von Milliarden, die man über die Panzerwesten der Soldaten in das Kriegsgesetz eingeschmuggelt hatte, publik mache. Dafür, so Harvey, werde auch ein Rockstar mein Rechercheteam mit einer Spende unterstützen. Aber ich nehme kein Geld für Storys, auf die jemand anders scharf ist. Harvey weiß das.

Außerdem habe ich keine Zeit. Ich muss zum Golf von Mexiko, zum Kaspischen Meer, nach Alaska.

Aber es ist »dringend«, sagt Harvey.

Alles ist dringend, Harvey.

Aber es ist richtig dringend.

Nicht jetzt, Harvey.

Ich gebe zu, es war verlockend. Der Coup mit den 9 Milliarden Dollar war einfach fantastisch eingefädelt worden. Die Milliarden waren in einem nach militärischen Budgetmaßstäben kleinen Posten versteckt: 180 Millionen Dollar für »Alternative Energien«, ein paar Solarmodule, mit deren Hilfe die Army »umweltfreundlich« werden wollte. Wie es die genialen Lobbyisten geschafft haben, 9 Milliarden Dollar in eine Verpackung von 180 Millionen zu stopfen, spielt keine Rolle – wichtig ist nur, dass sie es getan haben. Die Strippenzieher verstehen etwas von ihrem Geschäft.

Ich roch Houston.

Der Schwindel trug das unverwechselbare Aroma des Houston Ship Channel. Dort versenken Exxon und BP ihre Giftstoffe, die bei der Raffinerie von schwerem Rohöl aus Venezuela entstehen. Die Stadt, die der Umweltverschmutzung ihren schlechten Namen anhängt.

Und dem Hauptquartier der NRG Corporation.

Wenn man sich irgendwo eine Milliarde für ein abgedrehtes und gefährliches Projekt unter den Nagel reißen kann, fühlt sich die NRG Corporation aus Houston, Texas, mit ihrem Gefolge aus Bankern, Vertragsunternehmern und kraftstrotzenden Lobbyisten mit Sicherheit angesprochen.

»NRG ist drin«, sagte Harvey, aber nicht unter dem Namen NRG. NRG wechselt seine Decknamen wie Lady Gaga die Farbe ihrer Peitschen. Diesmal firmierten sie unter dem Namen Nuclear Innovation of North America. NINA – der ist gut. »Nina« ließ 20 große Energiekonzerne hinter sich und ergatterte die Hälfte der 9 Milliarden Dollar in dem Kriegsgesetz.

NRG kenne ich gut. Und bei NRG behauptet man, mich zu kennen. Man hatte eine Akte über meinen Penis angelegt und behauptete, beweisen zu können, dass er in eine aufstrebende junge Politikerin gelangt war, die dem damaligen Premierminister Tony Blair nahe stand.

Ich habe allerdings auch eine Akte über NRG. Im Moment sind wir also quitt.

Aber niemand gibt NRG einen Cent, Harvey, geschweige denn 4 Milliarden Dollar, nicht einmal, wenn sie sich Mutter Therasas Putzige Knuddelwelpen nennen. Da die Firma gerade eine Insolvenz hinter sich hat, ist das Investment-Rating auf Furzwert angelangt. Das heißt, die kommen auf keinen Fall an staatliche Gelder. Außerdem haben die texanischen Regulierungsbehörden die NRG-Manager offiziell als »unbesonnen« tituliert, ein staatliches Synonym für »inkompetent«, nachdem sie in älteren südtexanischen Kraftwerken 1 Milliarde Dollar ihrer Stromkunden verpulvert hatten – »das weißt du doch, Harvey« –, ganz zu schweigen von den schwerwiegenden Verstößen gegen Sicherheitsvorschriften in ihren Atomkraftwerken und der langen Latte hoher Bußgelder wegen schlimmster Missachtung der Sicherheitsbestimmungen. Harvey, Harvey. Das geht doch gar nicht.

Doch, sagte er. Dank eines fantastischen »Strohmanns«. Sie haben sich mit Westinghouse Nuclear zusammengetan und versprochen, in Amerika Jobs zu schaffen.

Harvey, Westinghouse Nuclear gibt es nicht mehr.

Doch, die Japaner haben den Namen gekauft.

Und »Nuclear Innovation« hat die Tokyo Electric Power ins Spiel gebracht, damit das Energieministerium weiß, dass an der Spitze des Projektes »besonnene«, kompetente Jungs sitzen. Immerhin genießt Tokyo Electric für den Betrieb seiner Atomkraftwerke in Japan einen

hervorragenden Ruf. NRG gibt Tokio 20 Prozent vom Kuchen ab, das sind fast 1 Milliarde Dollar der staatlichen Subventionen.

Während Harvey weiter bettelt, google ich ein wenig. Und da ist sie, die Pressemitteilung der Firma »Innovation« vom 10. Mai 2010, kaum eine Woche alt:

Die Firma TEPCO [Tokyo Electric Power Company], die als technischer Berater agiert, bringt ihre Erfahrungen in der Entwicklung, im Bau, in der Inbetriebnahme und im Betrieb Fortgeschrittener Siedewasserreaktoren (ABWR) in das Projekt ein. TEPCO wird darüber hinaus weiter die wichtige Aufgabe übernehmen, die hoch qualifizierte Belegschaft auszubilden.

Also, Harvey, du willst, dass ich meinem Sender und meinen Chefredakteuren sage, sie sollen die Druckmaschinen anhalten, weil ich eine tolle Story habe: Das Weiße Haus finanziert insgeheim einen Haufen abgehalfterter Kernkraftwerksbetreiber, damit sie Atomanlagen in Texas bauen, und zwar mit Hilfe von Japanern, die mit ihren kleinen Händen schmutzige Unterwäsche kleiner Mädchen aus Münzautomaten ziehen? Das habe ich irgendwo gelesen. Stimmt das?

»Das stimmt.«

Das kann ich nicht verkaufen, Harvey.

Nun versuchte mich Harvey mit Fakten zu ködern. »Shaw ist der A/I.« Er wusste, dass ich nun nicht mehr auflegen konnte. »A/I« bedeutet Architekt und Ingenieur, die Firma also, die die Anlage entwickelt und tatsächlich baut, die den Zement ankarrt und die Verkleidung an die Wände schraubt. Shaw aus Baton Rouge, Louisiana, ist die jüngste Unternehmensmaske für einen weiteren Gestaltwandler, die Stone & Webster Engineering Company. Im Jahr 1988 war ein Gericht zu dem Schluss gekommen, dass das Unternehmen die Erdbebensicherheit eines Atomkraftwerkes gezielt falsch dargestellt hatte.

Das Unternehmen ging auf einen Vergleich ein, und der Richter ließ es mit einer Strafe von 50 000 Dollar vom Haken. Ich wette, das wurde mit einer 60 000 Dollar teuren Sause gefeiert.



Greg Palast

### **Frühstück für Aasgeier**

Wie Ölbosse und Finanzhaie die Weltherrschaft erlangten

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 544 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-570-50147-4

Riemann

Erscheinungstermin: Oktober 2012

Der provokante und schockierende Report über die skrupellose Zerstörung unseres Planeten durch globale Konzerne und die Finanzindustrie.

Aasgeier ernähren sich von schwachen Opfern, die sich nicht mehr wehren können. Für die globalen Konzerne und die Finanzindustrie, die unseren Planeten Stück für Stück ruinieren, passt dieser Begriff mindestens so gut wie »Heuschrecken«. Greg Palast hat über Jahre in der Welt des Öls und des großen Geldes recherchiert. Mit einem Spezialistenteam, das einem Hollywood-Thriller entsprungen scheint, deckte er auf, wie Konzern-Korruption, lasche Gesetzgebung und mafiöse Verbindungen für Umweltkatastrophen verantwortlich sind. Palasts atemberaubende politische Detektivgeschichten führen uns über den ganzen Globus: von der Arktis bis Afrika und in die Steppen Zentralasiens. Untersucht werden u. a. die Ölpest am Golf von Mexiko und die Schiffsunglücke der Exxon Valdez und der Torrey Canyon. Palast deckt auf, wie arme Staaten gnadenlos in die Verschuldung getrieben werden. Menschen, ja ganze Nationen werden systematisch auf ihren Nutzwert für die Global Players reduziert. In unserer Ära der Umwelt- und Finanzkrisen ist dieses Buch ein Appell, die Zwangsherrschaft der Geldeliten endlich abzuschütteln. Mutig wie Wallraffs Enthüllungsgeschichten, brisant wie Carl Bernsteins und Bob Woodwards Watergate-Report, spannend wie ein Krimi von Stieg Larsson – Greg Palast wagt einen Blick hinter die Kulissen der Macht und wirft den Akteuren den Fehdehandschuh hin.



[Der Titel im Katalog](#)